



Bild von Götz Eisenberg

Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Trump verhindern!

„Ja, die Krise ging vorüber, aber nur, weil du eine abrupte Kehrtwendung gemacht und dein Schicksal mit dem der protestierenden Studenten zusammengeworfen hast, das erste und einzige Mal, dass du jemals Teil einer Gemeinschaftsaktion gewesen bist, und dieser Zusammenschluss brach offenbar den Bann der Hoffnungslosigkeit, unter dem du gestanden hattest, rüttelte dich wach und verhalf dir zu einem neuen, gestärkten Gefühl dafür, wer du warst.“

(Paul Auster)

Paul Auster und Siri Hustved haben die Initiative *Schriftsteller gegen Trump* ins Leben gerufen. Inzwischen haben sich bereits 1100 Schriftsteller, Drehbuchautoren, Essayisten und Songtexter aus den ganzen USA der Initiative angeschlossen. Auch die Kanadierin Margaret Atwood unterstützt das Anliegen ihrer us-amerikanischen Kolleginnen und Kollegen.

Auster sagte: „Auch für mich war Biden nicht die erste Wahl - nicht mal die zweite. Aber mittlerweile glaube ich, dass er zum jetzigen Zeitpunkt vielleicht doch der beste Kandidat ist, den die Demokraten nominieren konnten.“ Die Auftritte der beiden Kandidaten für das Präsidentenamt in Kenosha haben die Unterschiede deutlich hervortreten lassen und viele für Biden eingenommen. Während Trump sich ostentativ auf die Seite der Polizei stellte, traf sich Biden mit der Familie eines der letzten Opfer von rassistischer Polizeigewalt, Jacob Blake. Er bekundete seine Absicht, die „Ursünde Amerikas“ anzugehen: die Sklaverei und ihre bis heute wirksamen Überreste.



Bild von [UnratedStudio](#) auf [Pixabay](#)

Nochmal: Der Eine schlägt sich auf die Seite der Täter, zeigt keinerlei Empathie für die Opfer und ordnet an, die Anti-Rassismus-Schulungen in Behörden als „un-amerikanische Propaganda“ zu streichen, der Andere ergreift Partei für die Opfer und verspricht, gegen die Ursachen der Gewalt vorzugehen. Nun kann man im Wahlkampf natürlich viel versprechen, und man wird abwarten müssen, ob den Worten Taten folgen. Aber dennoch haben die Besuche in Kenosha eine grundlegende Differenz deutlich gemacht. Trump verschließt sich gegen Mitgefühl und fördert die Identifikation mit dem Aggressor, während Biden einen anderen Weg beschreitet und den Versuch unternimmt, sich in die Opfer von Rassismus und Gewalt einzufühlen. Das ist ein gravierender Unterschied und die amerikanischen Wählerinnen und Wähler werden sich im November entscheiden können und müssen, welchen Weg ihr Land in den nächsten Jahren beschreitet. Den der weiteren Versteinerung und Verhärtung oder einen der Solidarität und einer Zuwendung zu den Schwachen.

Initiativen wie die von Hustvedt und Auster und ihren Mitstreiter/innen kranken meist daran, dass sie nur die erreichen, die eh schon Bescheid wissen und sich für die Seite der Vernunft entschieden haben. Kein eingefleischter Trump-Wähler wird von ihm ablassen, weil Auster und Hustvedt ihn kritisieren und zur Wahl der Demokraten auffordern. Für Trump-Anhänger und die Hillbillys aus dem Rust Belt repräsentieren diese die verhasste „links-liberale Elite“. Aber die beiden sind nicht naiv und wissen das. Es geht ihnen auch eher darum, junge Leute, die dazu neigen, gar nicht zur Wahl zu gehen, davon zu überzeugen, dass sie ihr Wahlrecht wahrnehmen sollen. Auster sagt: „Ich weiß, dass viele von euch große Idealisten sind und gewaltige Hoffnungen haben für die Zukunft der USA - und dass ihr enttäuscht seid von der Wahl, die ihr habt. Und dass ihr nicht begeistert seid vom demokratischen Gespann Biden/Harris - und dass ihr lieber gar nicht zur Wahl gehen wollt. Aber das wäre ein schrecklicher Fehler!“ Insofern sind Initiativen wie diese wichtig und können den Wahlausgang beeinflussen. Ich sagte es schon vor einer Weile: Das Gespann Biden/Harris ist keine wirkliche Alternative - wie es Sanders vielleicht gewesen wäre -, aber zunächst einmal ist alles besser, als weitere vier Jahre unter Trump.

*„Die Erinnerung ist eine Fata Morgana
in der Wüste des Vergessens.“
(Gerhard Roth)*

Im Jahr darauf musste das Metall entfernt werden, wie die Mediziner sagen. Noch wuchs ich, und der Nagel musste raus, weil er mein weiteres Wachstum behindern würde. Dieses Mal nutzte man für den Krankenhausaufenthalt die Osterferien, damit ich nicht schon wieder Unterricht versäumte. Der lange Krankenhausaufenthalt im Vorjahr hatte mich traumatisiert, würde man mit heutigen Worten sagen. Der Gedanke, dorthin zurückkehren zu müssen, flößte mir Schrecken ein. Die Entfernung des Nagels würde unter Vollnarkose vorgenommen, wäre aber keine große Sache, versuchten mein Eltern mich zu beruhigen. Das heißt mein Vater und meine Stiefmutter. Zu meinem großen Leidwesen hatte mein Vater ein Jahr nach dem Tod meiner Mutter erneut geheiratet, damit ich wieder eine Mutter bekäme und alles seine Ordnung hätte. Ich wäre lieber mit ihm allein geblieben, aber niemand fragte nach den Wünschen eines fünf- oder sechsjährigen Kindes. Die Stiefmutter war Krankenschwester gewesen, blieb aber nun zu Hause, um sich der Erziehung eines Kindes zu widmen, das halb verwaist und im Begriff war, sich zu einem „schwierigen Kind“ zu entwickeln. Meine leibliche Mutter hatte das angeblich bereits geahnt und meinen Vater ermahnt, auf mich aufzupassen, weil ich sonst womöglich im Gefängnis landen würde. Als ehemalige Fürsorgerin wusste sie, dass Waisenkinder ein gesteigertes Risiko aufweisen, delinquent zu werden und im Knast zu landen. Unter anderem war meiner Stiefmutter mit ihrem Krankenschwesternblick aufgefallen, dass ich eine

Phimose hatte. Das heißt, meine Vorhaut war zu eng und würde die Eichel nicht freigeben, was irgendwann zu einem ernstem Problem werden könnte. Ich sollte meinen Pimmel, wie der Penis damals genannt wurde, in lauwarmen Seifenlauge baden und dann die Vorhaut zu dehnen versuchen. Die Stiefmutter demonstrierte mir das und nutzte jede Gelegenheit, sich an meinem Genital zu schaffen zu machen. Sie beteuerte, dass diese Berührung aus rein medizinisch-hygienischen Gründen erfolge. Täusche ich mich (im Sinne einer retrospektiven Projektion heutiger Bewusstseinsinhalte), oder habe ich damals schon an diesen Beteuerungen das Dementi und die Abwehr einer heimlich empfundenen Lust wahrgenommen? Der Berührung meines Genitals und der medizinischen Fürsorge war etwas beigemischt, was mich verwirrte. Irgendetwas stimmte nicht, war unangemessen und übergriffig. Schließlich war ich inzwischen kein Kind mehr, sondern stand an der Schwelle zur Pubertät. Das „rare Glück, der Nichtsexualität, das eine alterslose Kindheit gewährt“, wie Peter Brückner einmal gesagt hat, war vorüber. Es gab im Felde des Körperlich-Sexuellen nichts Harmloses mehr. Aus der ungezielten und prinzipienlosen Lustsuche der frühen Kindheit war Sexualität geworden. „König Sex“ hatte den Thron bestiegen, alles war plötzlich vermintes Gelände. Ich erlebte die Geburt dreier Halbbrüder mit und sah, wie die Stiefmutter sie stillte. Ich war zehn oder elf Jahre alt, als sie mich fragte, ob ich die Muttermilch mal kosten wolle. Sie hielt mir eine ihrer prallen Brüste hin, drückte einen Tropfen heraus und forderte mich auf, ihn abzulecken. Oder: Ich durfte ihn ablecken. Das weiß ich nicht mehr. Es war wohl von beidem etwas im Spiel. Ich erinnere mich an die große Verwirrung, die das in mir auslöste.

Die abendlichen Seifenlaugen-Übungen waren immer umgeben von dunklen Prophezeiungen, die auf mich wie Drohungen wirkten: „Wenn Du das nicht ordentlich und regelmäßig machst, kann es sein, dass man das eines Tages operieren und dir die Vorhaut wegschneiden muss!“ Mein Vater, der aus seinem fortwährenden Nazitum keinen Hehl machte, hatte mich darüber belehrt, dass „die Juden“ beschnitten seien und man „Judenbengel“ an der Beschneidung erkennen könne. Aber eine Beschneidung aus medizinischen Gründen sei etwas anderes und mache aus mir keinen Juden. Unangenehm war ihm meine Beschneidung doch, zumal der Name Eisenberg jüdisch klang und er während der Nazizeit ständig sein Ariertum nachweisen und sich mit dem Verdacht auseinandersetzen musste, womöglich Jude zu sein. Noch im Gefängnis wurde ich später von rechtsradikalen Häftlingen oder Gefangenen aus dem arabischen Raum verschiedentlich gefragt, ob ich Jude sei. Ich beantwortete diese Frage nicht, sondern fragte zurück, wieso und ob das denn für unser Gespräch von Belang sei.

Als ich nun wegen der Metallentfernung wieder im Roten Kreuz lag, hatten meine Eltern mit den Ärzten eine Vereinbarung getroffen, dass sie, da ich nun sowieso schon mal unter Narkose war, die Beschneidung gleich mit erledigen könnten. Der einzige, der nichts wusste und ahnte, war ich. Als ich aus der Narkose aufwachte, erschrak ich ungeheuer, weil ich nicht nur Schmerzen im linken Oberarm, sondern auch zwischen den Beinen empfand. Schlimmer aber

noch war die Scham, die ich empfand, als sich Ärzte und Schwestern über mich beugten und meinen blutverkrusteten Stummel in Augenschein nahmen. Ich schwärmte sehr für die blonde Krankenschwesternschülerin Elke, die zu meiner großen Schande bei dieser ersten Besichtigung anwesend war und später dann auch für die Versorgung meiner Wunde zuständig blieb. Ich bin fest davon überzeugt, dass diese öffentliche Beschämung und meine tief empfundene Scham der schönen Elke gegenüber verantwortlich dafür sind, dass mein Verhältnis zu Frauen und vor allem die körperliche Annäherung an sie voller Schwierigkeiten und mit Komplexen beladen waren und sind. Im Turnunterricht und auch später beim Handball war ich der einzige, der sich nicht duschte, weil ich den Spott fürchtete, der noch in mir nachhallte. Damals im Roten Kreuz hatte ich auf einem Zimmer mit 12 Kindern und Halbwüchsigen gelegen. Namentlich zwei von den Älteren ließen nicht ab, mich ständig nach dem Zustand meines „Schniedelwurz“ zu fragen und äußerten die spöttische Besorgnis, mit dem „Wichsen“ sei es ja nun erst mal nichts. Dabei wusste ich damals noch gar nicht, was „Wichsen“ ist. Im Verhältnis zu diesen beiden Jungen, die so alt waren wie ich, traf ich zum ersten Mal sinnfällig auf einen Klassenunterschied und merkte: „Die da“ haben ein anderes Verhältnis zu sexuellen und körperlichen Dingen! „Die da unten“ gehen auch anders mit dem Unten ihres Körpers um. Mit meinem Schwanz war also offensichtlich etwas nicht in Ordnung, und ich schielte beim Umziehen vor und nach der Turnstunde oder im Schwimmbad stets nach den Schwänzen der anderen Jungen, um zu mir ein Bild von einem „normalen“ männlichen Genital zu machen. Tatsächlich war deren Eichel mehr oder weniger unter der Vorhaut verborgen, während meine frei lag. Es dauerte ewig, bis sich meine Scheu legte. Irgendwann lernte ich sogar zu wichsen. Zuvor hatte ich gehört, dass man dazu die Vorhaut auf und ab schieben müsse. Da ich ja nun so etwas nicht hatte, nahm ich an, dass mir die Wonnen der Selbstbefriedigung auf immer verschlossen bleiben würden. Sicher bin ich mir, dass meine Neigung zum „vorzeitigen Samenerguss“ in der Phimose-Operation und der mit ihr verbundenen Beschämung seinen Ursprung hatte. Bevor offenbar wird, dass mit meinem Schwanz etwas nicht stimmt, ergießt sich mein Samen aufs Laken oder über die Hände der ihn liebkosenden Frau. Erst wenn ich Vertrauen zu jemandem gefasst habe, bessert sich das und wird dann so, wie ich es bei anderen, „normalen“ Männern immer vermutete. Vielleicht hat sich die Erfahrung mit der Beschneidung aber auch nur auf die uralte Wunde des Verlustes der Mutter draufgepfropft und sie in gewisser Weise erneuert und bekräftigt. Sie hätte jedenfalls beinahe dafür gesorgt, dass ich mich nie einer Frau wirklich lustvoll und befriedigend

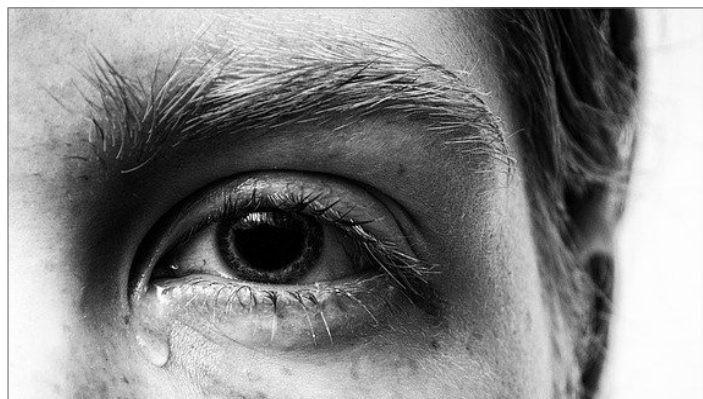


Bild von [Anemone123](#) auf [Pixabay](#)

würde zuwenden können, wenn ich nicht irgendwann die Chance genutzt hätte, diesen Verletzungen nachzugehen und dann auch gute, gegenläufige Erfahrungen gemacht hätte.

Am Samstag sah ich auf 3sat den Film „Heimat ist ein Raum aus Zeit“ von Thomas Heise aus dem Jahr 2019. Er versucht, aus Briefen, Fotos und Dokumenten die Geschichte seiner Familie im zwanzigsten Jahrhundert zu rekonstruieren. Der Film ist annähernd vier Stunden lang. Heise erklärt das in einem Interview so: „Es ging mir darum, Geschichte sinnlich erfahrbar zu machen, das braucht diesen breiten und langen Fluss. Auf den man sich allerdings einlassen muss, wenn man verstehen, ihm folgen will. Der Zeitraum, der letztlich umfasst wird, ist durch das vorhandene Material, die Fragmente, Bruchstücke, Scherben bestimmt, welche die Zeiten in den Personen spiegeln. Archäologie der realen Existenz.“ Man kann ihn nun über die Mediathek anschauen, die ihn bis zum 4. Oktober anbietet. Dort hat man die Möglichkeit, ihn in genießbare Etappen zu unterteilen, indem man der Kapitel-Einteilung folgt und sich Zeit lässt. Der Film setzt ein mit der Lesung aus einem Schulaufsatz des Großvaters Wilhelm Heise aus dem Jahr 1912, in dem der damals Vierzehnjährige über den Krieg nachdenkt. Dass der Junge später Kommunist werden wird, ist hier schon spürbar, wenn er Sätze wie diese formuliert: „Schlimm sind auch die Verheerungen des Krieges auf geistigem Gebiete. Überall geht die allgemeine Volksbildung zurück, und auf dem Boden der Dummheit gedeiht der Aberglaube.“ Die Untertanen werden bewusst von der Aufklärung fern- und im Zustand der Unwissenheit gehalten, um nach Belieben über sie verfügen zu können.

Gegen Ende des Films erleben wir die Lesung eines prophetischen Textes von Heiner Müller, der Thomas Heise 1987 ans Berliner Ensemble geholt hat. Der Text heißt „Die Küste der Barbaren“ und ist 1992 in der Frankfurter Rundschau erschienen. Müller beschäftigt sich dort mit den Folgen der sogenannten Wiedervereinigung, es ist ein grandioser, radikaler Text, in dem



Bild von [Thomas Ulrich](#) auf [Pixabay](#)

es unter anderem heißt: „*Der versäumte Angriff auf die Intershops mündet in den Kotau vor der Ware. Von der Heldenstadt Leipzig zum Terror von Rostock. Die Narben schreien nach Wunden: das unterdrückte Gewaltpotential, keine Revolution/Emanzipation ohne Gewalt gegen die Unterdrücker, bricht sich Bahn im Angriff auf die Schwächeren: Asylanten und (arme) Ausländer, der Armen gegen die Ärmsten, keinem Immobilienhai, gleich welcher Nation, wird ein Haar gekrümmt. Die Reaktion auf den Wirtschaftskrieg gegen das Wohnrecht ist der Krieg gegen die Wohnungslosen. Eine Fahrt*

ein

durch Mecklenburg: an jeder Tankstelle die Siegesbanner der Ölkonzerne, in jedem Dorf statt der gewohnten Schreibwaren Mc Paper & Co. Im Meer der Überfremdung ist Deutschsein die letzte Illusion von Identität, die letzte Insel.“

Dieser Text, der im dritten Band der *Gesammelten Irrtümer* von Heiner Müller gerade mal drei Seiten füllt, enthält den Schlüssel zum Verständnis dessen, was in Deutschland und vor allem in seinen östlichen Teilen bis heute los ist.

Im Flur neben der Tür zum Wohnzimmer hing eine Kuckucksuhr an der Wand. Sie musste jeden Tag aufgezogen werden, indem man ein Gewicht vorsichtig nach oben zog. Das erledigte mein Vater vor dem Abendessen. Gegenüber der Uhr war die Garderobe, darüber eine Hutablage, auf der der Bambusstock lag, mit dem wir gezüchtigt wurden. Eine Tracht Prügel galt als probates Mittel der Erziehung. Niemand hatte daran etwas auszusetzen. Erziehungsratgeber



Bild von Gerd Altmann auf Pixabay, verändert durch Red.

rieten zum wohldosierten Umgang mit der Prügelstrafe und sprachen Empfehlungen für verschiedene Holzarten aus, deren Sprösslinge sich zum Züchtigen besonders eigneten. Zwischendurch gab es Ohrfeigen. Ohrfeigen wurden meist spontan verabreicht, während die Tracht Prügel einem starren Ritual folgte. Es fand eine innerfamiliäre Gerichtsverhandlung statt, bei der die Mutter die Anklage vortrug und der Vater je nach Schwere des Delikts die Anzahl der

Schläge festlegte. Einen Verteidiger gab es nicht. Bloß am Ende die Frage: „Hast du etwas dazu zu sagen?“ Was man dann stammelnd und verängstigt vorbrachte, wurde abgetan. Dann hatte man die Hose herunterzulassen und sich über den Teewagen zu beugen, der im Flur stand. Sodann setzte es die festgesetzte Anzahl von Hieben. Wehklagen nutzte nichts. Vater beteuerte, dass er das nicht gern tat, aber zu unserem Besten tun müsste.

Irgendwann fuhren wir in den Reinhardswald nördlich von Kassel, wo Vater Pilzstellen kannte. Gute Pilzstellen waren solche, wo man zu bestimmten Zeiten und unter bestimmten Bedingungen zuverlässig Steinpilze und andere Speisepilze finden konnte. Ich stieß beim Gehen durchs Unterholz mit dem Fuß gegen etwas Hartes, bückte mich und hob den Gegenstand auf. Es war ein länglicher Gegenstand aus Metall. Er erinnerte mich an die Gewichte unserer Kuckucksuhr. Die waren Tannenzapfen nachgebildet, massiv und schwer. Ich rief nach meinem Vater, um ihm stolz meinen Fund zu präsentieren. Als er sah, was ich in Händen hielt, er-

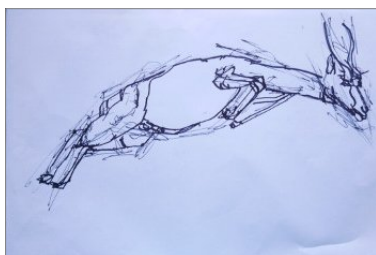
bleichte er und sagte: „Leg das vorsichtig auf den Boden und komm her!“ Ich tat, was er mir befohlen hatte, legte das Ding auf dem Waldboden ab und rannte zu ihm. Ich hatte eine Handgranate aus dem Krieg gefunden. Es war eines der wenigen Male, dass ich spürte, dass Vater sich um mich sorgte und dass ihm etwas an mir lag. Am nächsten Tag rief er beim zuständigen Forstamt an und meldete den Fund.

„Eine Anmeldung ist unbedingt erforderlich“, heißt es jetzt regelmäßig, wenn man eine Einladung zu irgendwelchen Veranstaltungen erhält. Jetzt sollen wir dem Verfassungsschutz die Arbeit abnehmen, dachte ich und beschloss, an solchen Veranstaltungen einstweilen nicht teilzunehmen.

"Mein Herr, ich teile Ihre Meinung nicht, aber ich würde mein Leben dafür einsetzen, dass Sie sie äußern dürfen." Wie weit haben wir uns vom Geist Voltaires, dem dieser Satz zugeschrieben wird, und damit der Aufklärung entfernt? Wer nicht unserer Meinung ist und nicht den richtigen Stallgeruch aufweist, soll sein Rederecht verlieren und das Maul halten.

„Der NS-Staat ging, aber geprägte Strukturen von Vergessen und Wahrnehmung blieben; es blieb die zum ‚Gefühl‘ – oder zur Gefühllosigkeit – gewordene Ideologie; Faschismus weit weg vom Kopf.“

(Peter Brückner)



©Christel Stroh 2020

Die Hirnantilope springt ins Jahr 1915. Die Szene ist in einem protestantischen Pfarrhaus in einem Dorf in Nordhessen angesiedelt. Mein Vater ist 13 Jahre alt und erlebt mit, wie seine Mutter stirbt. Die Mutter heißt Frieda und hatte als junge Frau große Pläne. Sie hatte vor, auf eigenen Füßen zu stehen und ihr eigenes Geld zu verdienen. Für die damalige Zeit unerhörte Wünsche. Sie absolvierte eine Ausbildung zur Lehrerin und arbeitete im Anschluss bei einem Fabrikanten als Hauslehrerin. Im Haushalt dieses Mannes lernte sie einen jungen Mann kennen, der gerade seine erste Pfarrstelle angetreten hatte. Er hatte eigentlich Arzt werden wollen, musste aber auf Theologie umsatteln, weil das Studium billiger war. Er war eins von zehn Kindern und da musste man

Rücksicht nehmen. Schnell wurde aus der Begegnung von Frieda und Friedrich etwas Ernstes, und sie ging in die Ehefalle. Zwischen 1894 und 1904 kamen sechs Kinder zu Welt, von denen eins als Säugling starb. Frieda war jetzt Pfarrfrau und Mutter. Ihre hochfliegenden Träume wurden unter ihren wachsenden Pflichten begraben. Sie litt stumm und war, wie Handke das in Bezug auf seine Mutter gesagt hat, wunschlos unglücklich. Ihr Mann saß oben unter dem Dach in seinem Studierzimmer, rauchte Pfeife und bereitete seine geharnischten Predigten vor. Wenn er mal herabstieg, wandte er sich seinen Bienen und dem Garten zu. Die Kinder sah er nur zu den gemeinsamen Mahlzeiten, wo sie ihm Rapport aus der Schule zu erstatten hatten. Ansonsten kümmert er sich nicht um die Kinder und überließ die Erziehung seiner Frau. Er vertraute darauf, dass seine Kinder ihren Weg schon finden würden. Er war ein kaisertreuer Mann und hasste die Sozialdemokraten. Diese hängten ihm im Gegenzug am 1. Mai eine Rote Fahne in die Linde vor dem Pfarrhaus. Er gründete einen Männerverein, der sich dezidiert gegen die Sozialdemokratie wandte und ihrem wachsenden Einfluss im Volk entgegenarbeiten wollte.



Bild von [OpenClipart-Vectors](#) auf [Pixabay](#)

Frieda hatte nicht nur die Kindererziehung zu bewerkstelligen, sondern auch den großen Pfarrhaushalt zu führen. Es gab viel Besuch, die finanziellen Mittel waren begrenzt. Vor allem aber litt sie darunter, dass sie keinen einfühlsamen Mann hatte. Die Indifferenz, die er gegenüber den Kindern an den Tag legte, bestimmte auch sein Verhältnis zu ihr. Sie ertrug ihr Schicksal in stiller Verzweiflung. Ihr kam ihre Lebensfreude abhanden, Mehltau legte sich auf alles. Sie wurde krank und zog sich mehr und mehr in sich zurück. Gelegentlich brach eine immense Wut aus ihr hervor und sie schrie und klagte ihren Mann an: „Ich habe gelitten unter dir, du

hast mich gequält! Du hast mich nie verstanden.“ Nach solchen Gefühlsausbrüchen und Zorn-Attacken erklärten der Vater und die Umgebung sie für verrückt. Von „Irresein“ und einer Einweisung ins Irrenhaus war die Rede. Sie zog sich für Wochen aus Krankheitsgründen, wie gesagt wurde, zu ihrem Vater zurück, der Arzt war und sich um sie kümmerte. Aber irgendwann musste sie wieder unters Familienjoch und ihr Elend begann von Neuem. Sie bemühte sich, alles klag- und selbstlos hinzunehmen und den Betrieb aufrechtzuerhalten. In ihren häufigen Abwesenheiten kündigte sich ihr Sterben an. Die beiden ältesten Söhne meldeten sich freiwillig und zogen mit Begeisterung in den Krieg. 1915 erlitt Frieda eine Embolie und litt unter un-

erträglichen Schmerzen. In der Erinnerung meines Vaters schrie sie in ihrem Ringen mit dem Tod tages- und nächtelang. Zwischendurch brach sich die Wut auf ihren Mann Bahn und sie beschimpfte ihn laut und unüberhörbar. Schauerlich und bedrohlich hätte ihr Schreien geklungen, und das ganze Haus sei davon erfüllt gewesen. Mein Vater war zwölf oder dreizehn Jahre alt, als er das miterlebte. Die Mutter starb und das Leben ging irgendwie weiter. Ein Bruder kam im Krieg ums Leben. Er war bei den Fliegern in Frankreich und stürzte mit seiner Maschine ab, als er betrunken seinen Kameraden irgendwelche Kunststücke vorführen wollte. Kein Heldentod, wie zu Hause verkündet wurde, sondern eine jämmerliche Dummheit. Mein Vater überlebte das alles. Weil er das alles überlebt und es ihm, wie er stets beteuerte, „nicht geschadet“ hatte, nahm er später an, dass der Tod meiner Mutter mir ebenfalls keinen nennenswerten Schaden zufügen würde. Der Vater überlebte das alles aber nur um den Preis einer inneren Verhärtung. Da, wo das Trauma ihn getroffen hatte, bildete sich eine Art seelischer Hornhaut, die ihn gegenüber zukünftigen Schmerzen und Verletzungen unempfindlich machte. Dass Eingeständnis, dass der Verlust der Mutter für ein Kind, in diesem Fall für mich, das größte anzunehmende Unglück darstellt, hätte für ihn bedeutet, seinem eigenen Schmerz und seinem Unglück zu begegnen. Das wollte er aber unter allen Umständen vermeiden und so blieb es bei der Mentalität des Zähnezusammenbeißen. So pflanzt sich die Gefühllosigkeit fort, von der einen auf die nächste Generation. Mein Vater durfte nichts merken und also durfte auch ich nichts merken. Aber ich spürte natürlich etwas, und Gefühle, die sich nicht äußern dürfen, sind nicht etwa aus der Welt, sondern verwandeln sich in etwas anderes. Sie können toxisch werden und das Leben vergiften. Ich habe mich, wie viele Angehörige meiner Generation, mit der Geschichte des Nationalsozialismus intensiv auseinandergesetzt. Auch wenn man sich im Kopf noch so weit von der Geschichte entfernt, kann man doch nicht aus seiner Haut. Will sagen: Es gibt einen mikroskopischen Faschismus, einen Faschismus der Gefühle, der im Körper steckt und den Wandel des Denkens überdauert. Je weniger Gegenkräfte - im Sinne verändernder Praxis und erlebter solidarischer Gemeinschaftlichkeit - es gibt, desto größere Chancen hat er, sich Geltung zu verschaffen und unser Denken und Fühlen und Handeln zu bestimmen. Es gibt zwischen dem Lebendigen und dem Toten, die in jedem von uns einen stetigen Kampf um die Hegemonie austragen, kein ruhiges Gleichgewicht. Das Übergewicht des Toten um uns herum - zur Erinnerung: Kapital ist aufgehäuften tote Arbeit – gibt im Zustand scheinbarer Balance den bösen Ausschlag. Es sind viele Anstrengungen nötig, dem entgegenzuwirken. Und die Kräfte, meine Kräfte gehen zur Neige.

Wer das Glück hat, das Milieu evangelischer Pfarrhäuser im wilhelminischen Deutschland nicht zu kennen, der kann sich in Michael Hanekes Film *Das weiße Band* einen Eindruck verschaffen. Ich weiß noch, in welchem aufgewühltem Zustand ich das Kino verließ. Im Zentrum steht ja auch dort ein evangelisches Pfarrhaus, ein Unglück für Frauen und Kinder und eine Brutstätte des Faschismus. Das bedrückende Klima, das der Film nachzeichnet, ist mir bestens vertraut. Die pädagogische Paranoia, die man Erziehung nannte und teilweise bis heute nennt,

gehört zur unterirdischen Geschichte des Faschismus, zu den subjektiven Bedingungen seiner Möglichkeit – bis auf den heutigen Tag.

Die Frage, die uns zu beschäftigen hat, lautet: Was wird Trump unternehmen, wenn er die Wahl verliert? Narzisstische Despoten neigen dazu, die ganze Welt in ihren drohenden Untergang mitzureißen. Sie können nicht einfach still und leise ihren Schreibtisch abräumen und nach Hause gehen. Der Abgang muss in ein gigantisches finales Feuerwerk verwandelt werden. Ein Land, das ihn nicht wieder wählt, hat es verdient unterzugehen. Beinahe wäre es besser, Trump gewönne die Wahl. Eine weitere Amtszeit böte ihm die Chance eines niederlagenlosen, kränkungsreichen Abgangs von der politischen Bühne. Nach weiteren vier Jahren kann er sich sagen: So leid es mir tut, die Verfassung will es nun mal so, dass es keine weitere Amtszeit gibt. Wahrscheinlich würde sein Größenselbst nach einer Möglichkeit suchen, die Verfassung ändern zu lassen, um ihm - wie Wladimir Putin - eine Verschmelzung von Amtszeit und Lebenszeit zu ermöglichen. Aber vier weitere Jahre Trump, sind natürlich keine verlockende Perspektive. Viele Schäden, die er angerichtet hat, scheinen schon jetzt irreversibel. Er macht der demokratischen Kultur in den USA, der es auch vor Trump nicht gut ging, den Garaus.



Bild von Gerd Altmann auf Pixabay

In der Nachbarschaft lässt irgendein Spekulant Bäume umsägen. Das Verbot, im Stadtgebiet ohne Not Bäume zu fällen, ist vor ein paar Jahren aufgehoben worden, und seither wird gerodet, was das Zeug hält. Wozu brauchen wir Bäume? Weg damit. Jeder freie Quadratmeter wird bebaut. Seitdem es keine Zinsen mehr gibt, ist das zu einer der Hauptquellen der Geldvermehrung und Bereicherung geworden. Seit Stunden jaulen und heulen die Motorsägen. Ich muss fliehen, sonst krieg ich einen Rappel. Nicht zum Amokläufer zu werden, wird immer schwieriger.

Die FAZ meldete in ihrer Sonntagsausgabe vom 6. September 2020, dass knapp ein Drittel der Deutschen einen Hang zu Verschwörungstheorien aufweist. Die Zeitung stützt sich auf eine Umfrage der Konrad-Adenauer-Stiftung. „Es gibt geheime Mächte, die die Welt steuern“, davon sind elf Prozent felsenfest überzeugt, weitere 19 Prozent halten diese Aussage für „wahrscheinlich richtig“. Am weitesten verbreitet ist der Glaube an eine Weltverschwörung bei den Anhängern der AfD. 59 Prozent von ihnen stimmen der oben zitierten Aussage zu. Da Adenauer-Stiftung und FAZ auch jene für Verschwörungstheoretiker halten, die davon ausgehen, dass unser Geschick von Wirtschaftsunternehmen, Banken und dem „Finanzkapital“ bestimmt wird, muss ich mich wohl damit abfinden, auch einer zu sein. Immer wenn sich die FAZ zu solch schrägen Thesen versteigt oder sie, wie in diesem Fall, in Umlauf setzt, fällt mit ein Aphorismus von Max Horkheimer ein, der in der *Dämmerung* schrieb: „Bürgerliche Kritik am proletarischen Kampf ist eine logische Unmöglichkeit.“ Manche Dinge erschließen sich dem bürgerlichen Bewusstsein einfach nicht. Da ist es wie vernagelt.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab' ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ soeben im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEW-AN Magazin](#)